

Bruchlinien einer Kindheit

Es heißt ja, dass jede Lebensgeschichte eine große Frage in sich trägt: Findet mich das Glück? Bei mir war es genau andersrum: Ich habe Glück gebracht. Das klingt eitel, ist es aber nicht. Es umschreibt meine Rolle in der Familie: der Jüngste, der Glücksbringer. Ich war dafür zuständig, dass es allen gut geht. Ich war der Lustige, der Verbindende, das Schmieröl.

In der Großfamilie war ich der viel applaudierte Gedichtesaufsager, der Geherzte, der Entzückende, der mit der ganz großen Zukunft. Ein Anwalt wird aus mir, vermeinten die Onkels. Oder ein Literat, wie die schöne Tante mit den blassblauen Augen hoffte.

Und dann kam's ganz anders.

„Zwischen den Stühlen“ ist wie eine für michersonnene Metapher. Es ist der Ort, in dem ich ohne jegliche Absicht hineinmäandert wurde, in dem ich die geglätteten wie ungebügelten Teile meiner Seele gebettet, mich häuslich eingerichtet habe. Inklusive Möbelverschieben. Und mit allen Vorteilen. Als Journalist und Aktivist, als Künstler im weiteren Sinne, bin ich ein sehr, sehr freier Mensch. Es entspricht mir nicht, aus einer fest verankerten Position auf all das Leben und seine vielen Dinge zu schauen. Aber es gefällt mir gut, wenn's wem gelingt.





Selfie mit Globus

Mit roundabout 60 kenne ich mich mit mir schon recht gut aus. Oft gelingt es, im Nachbetrachten eines Tages Danke zu sagen. Meinen Dank richte ich an eine Art Baumeister des Lebens (m/w/d), ein Adressat für den es viele Begriffe gibt. Ich lasse sie alle gelten, jede Frage rund um Glaube und Gott, um Religion und des Sich-verantwortet-Wissens fordert in aller Regel Reaktionen aus dem Wesenskern des Gegenübers. Und genau dorthin, wo meine Gesprächspartner am ursprünglichsten sind, orientieren sich meine grundneugierigen Tentakeln.

Wer zwischen den Stühlen aufs Leben schaut, bringt eine der zentralen Voraussetzungen für einen guten Journalisten mit. Der Platz dazwischen ermöglicht ganz bestimmt einen vorurteilsfreieren Blick als vom Thron des Selbstversichertseins. Wer zwischen den Stühlen sitzt, geht oftmals wankend, sucht nach Halt und Bindung, und ist Schmetterling zugleich.

Aufgewachsen bin ich mit einem Bruder und zwei Schwestern in einem kleinen Ort im Salzburger Land, ringsum Wiese & Wald & Wunder zum Entdecken. Meine Familie war gutbürgerlich situiert, es gab zum Sägewerk noch einen Bauernhof mit erklecklichem Besitz und zum so etablierten wie engmaschigen Großfamiliennetz auch das passende Stammschloss ein paar Dörfer weiter.

Mittelpunkt war stets und überall mein Opa, mein so gefürchteter wie verehrter Großvater, er: ein Sepp, ich: ein Seppi, gemeinsam ein auffälliges Tandem aus Kommerzienrat mit Enkerl. Ein Post-it auf der Mindmap meiner frühen Jahre: Drückt mein Opa die Klinke einer Gaststube, verstummt das Gespräch und neugierige Blicke testen ihn ab. Und auch mich.

Mein Opa war ein Patriarch und ein Unruhestifter und sehr von sich überzeugt. Den Allermeisten war



Oben: Oma, Opa, ich & dahinter das Sägewerk.
Unten: Großeltern und alle Enkerl.

er wohl nicht sympathisch, was ihn keinen Deut angefochten hat. Mich aber hat er ins Herz geschlossen, nicht nur weil ich der Kleinste, auch weil ich das erste und einzige Kind war, dass seine Frau, meine Stief-Oma, in den Arm genommen hat. Dafür musste sie 63 Jahre alt werden. Sie konnte keine Kinder bekommen und war zeitlebens eifersüchtig auf meine Mutter. Oma ging mit weißen Handschuhen und Leinenkörbchen einkaufen. Den paradiesischen Garten pflegte sie, vielmehr: ließ sie pflegen, indem sie der Magd mit spitzen Finger zeigte, welches Unkraut zu zupfen sei. Das Rollenfach der gehobenen Dame wurde von ihr perfekt erfüllt. Zu mir war sie sehr lieb.

Mein Opa war die zentrale männliche Figur meiner Kindheit, auch deswegen, weil mein Papa entweder auf Geschäftsreise war oder ab 6 Uhr früh in der Arbeit. Ich hab keinerlei Erinnerungen an meinen Kindheitsvater, er war einfach nicht da. Businessman. Sägewerker. Delegierter in wichtigen Gremien. Genf. Paris. Rom. Immer unterwegs, immer auf Zug. Aber er war ganz bestimmt ein sehr netter Mensch, einer, den alle einfach gerne hatten.

Aus eigener Betrachtung weiß ich, dass sich mein Papa bei Familienzusammenkünften immer um die Mauerblümchen gekümmert hat. Um die derrische Tant', um den alten Onkel, um die, mit denen niemand so recht zu reden wusste. Er hat sich zu ihnen gesetzt und zwanglos Themen gefunden. Er war einfach von Herzen nett. Und er war immer charmant zu

den Sekretärinnen seiner Geschäftspartner. Ich trag's als Bilderschatz in mir, wie sehr sich die Vorzimmerdamen übers kleine Mitbringsel, aber vielmehr über dieses gütige Freundlichsein meines Vaters erfreut zeigten. Einfach weil er das gewöhnliche Oben-Unten-Denken nicht verinnerlicht hatte. Ganz anders mein Opa: Vor dem hatten alle Angstrespekt. Er war der weichende Großbauern-Sohn, der's zu etwas gebracht hat. Schon mit 20 Jahren baute er ein eigenes, hochmodernes Dampfsägewerk. 1930. Mitten in der Wirtschaftskrise. Und er hat's geschafft.

Als Volksschulkind träumte mir, dass ich in Wahrheit ein Königskind sei, ein kleiner Prinz, der, um eines Tages ein gerechter Regent sein zu können, in eine brave, gutbürgerliche Familie gegeben wurde. Ich möge möglichst normal aufwachsen – und eines Tages werde man mich an den Hof holen und meine Eltern für ihr gutes Werk loben.

Der Königskindtraum verfolgte mich über Jahre, und auch ein Alptraum hatte mich fest im Griff. Wegen seiner brutalen Lebendigkeit werde ich nie vergessen können, als es heftig an der Tür pocht, eine Horde aus schreienden, grausigen Menschen in unser Haus eindringt, jeder mit dem Schritt über die Schwelle in ein Zerrbild seiner selbst mutierend, unkenntlich das Individuum, alles brüllende Masse. Bildwechsel. Ich folge meinen vom Mob getriebenen Eltern in sicherer Entfernung, sehe, wie sie am Dorfplatz von einer johrenden Menge empfangen werden.

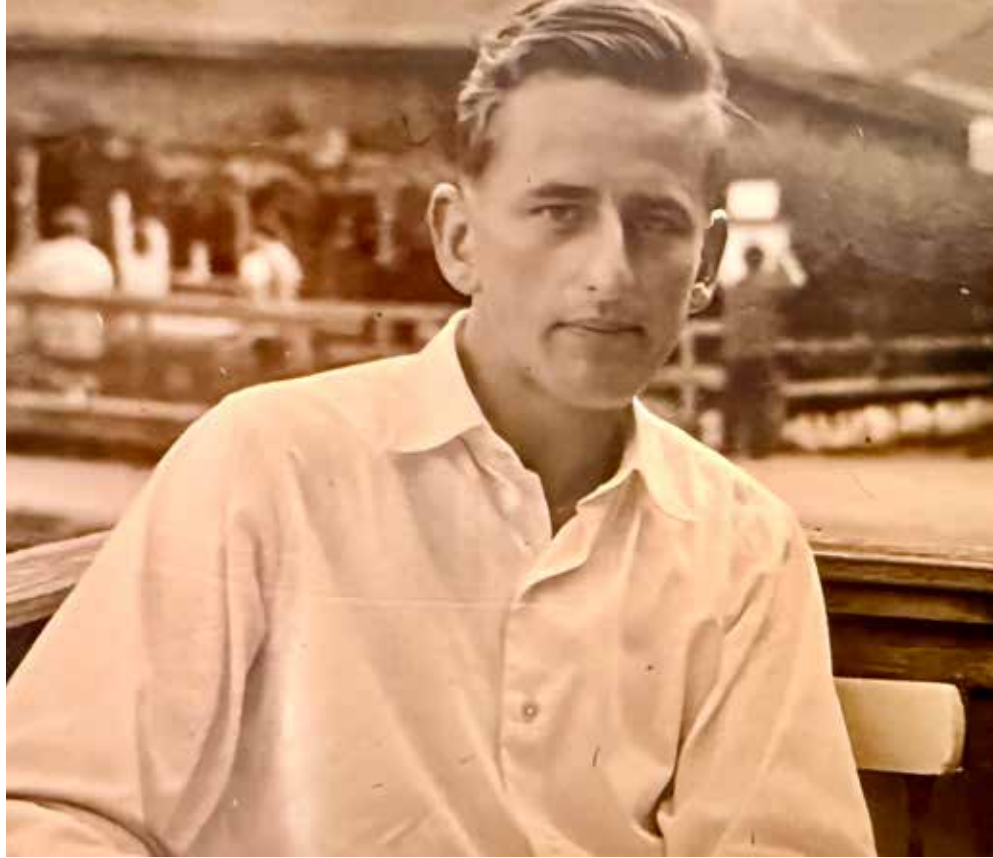


Ich kann keine Gesichter ausmachen, ich kann keinen zuordnen, es ist alles Meute. Es ist alles grimmig und laut. Ich selbst habe mich ins Dunkel der Nacht versteckt, starre auf die Szenerie. Ohnmächtig. Pochend. Ich sehe wie meine Eltern gefesselt, gedemütigt, angespuckt und brutal getreten werden. Ich bin lahm vor Entsetzen. Und dann donnern zwei Schüsse durch das Grauen. Mein Vater, meine Mutter fallen kopfüber nach vorne. Tot. Ich habe alles gesehen. Es gibt kein Happyend in diesem Traum, keinen Ausweg; nur den bleibenden Schrecken.

Meine Mutter kommt aus Niederösterreich, auch sie entstammt einer namhaften Familie mit viel Historie, noch mehr Hektar Land, und eben auch einem Sägewerk – ein standesgerechtes Vehikel fürs Kennenlernen meines Paps. Mutter war eine echte Unternehmerin, im flachen Land hinter der Enns reüssierte sie in der Stellvertretung ihres Vaters im Büro und im Werk, aber im Gebirge wollte sie mein Großvater nicht im Betrieb. Eine Frau dort war für ihn undenkbar. In ihrer neuen Heimat blieb sie lange Zeit eine Zuagroaste, eine Außenseiterin. Kontakt zu anderen außer zum Greissler im Dorf bekam sie erst mit Schuleintritt meines Bruders.

Ich dagegen bin ganz selbstverständlich mit den Buben im Dorf aufgewachsen. Wir spielten Räuber und Gendarm und Indianer, gingen Fußballspielen, Schwimmen, Rad- oder Skifahren. Unser Hauptspielplatz waren die Plätze und Gebäude im Besitz meiner Familie: Stall und Stallungen, die große Wiese, oder der Wald. Hat alles uns gehört. Und das macht etwas mit einem. Ob man will oder nicht. Man ist stolz darauf. Man ist halt nicht irgendwer, sondern ein Neumayr, wenn auch ein kleiner.

Als Kind wächst man in diese gesellschaftlichen Verortungen hinein,



Paps als Junior, rechts das Elternhaus meiner Mutter.
Bild unten: Meine Eltern im Garten.





nimmt das als System wahr und an. Zum Nachdenken darüber bleibt dann der Rest des Lebens. Der bestimmt größte Vorteil des Formats, aus dem ich komme, ist, dass ich keinerlei Schwierigkeiten habe, mich in recht unterschiedlichen Gesellschaften zu bewegen. Als Journalist war das von großem Vorteil. Ich kenne keine Berührungsängste. Bei den Dorfbuben war ich daheim - und wie's bei den sogenannten Bessergestellten zugeht, weiß ich auch genau. Und ich weiß, was mir da und dort gefällt, und was nicht.

Der Unterschied zwischen Ober und Unter in einem Buben-Leben ist freilich nicht gottgegeben, er wird von außen gemacht und dringt dann markant ein. Zwei Beispiele: Ein Bub sagte einmal zu mir: „Bei Euch ist das Wohnzimmer mit lauter Tausender austapeziert.“ Es war völlig klar, dass seine Eltern daheim so über uns reden, denn das Wort austapezieren war uns Kindern fremd.

An einem Wintertag am Schlepplift der örtlichen Skipiste nimmt mich der Mann, der sonst die Bügel reicht, zur Seite und sagt mir, dass er bei uns zuhause arbeiten möchte. Er will Melker bei uns werden. Und ich soll ihm da jetzt helfen. Meinen Bubenfreunden und mir war der grobschlächtige Mann nie geheuer, er war verschlossen und streng mit uns. Und auf einmal spricht er mich so an. Untertänig. Bittend. Ich, ein Knirps von sieben, acht Jahren, er ein Erwachsener. Noch Jahrzehnte später läuft diese Episode im Kopfkino ab – mit „Über“-Inserts: Überforderung,

Übergriff. Überantwortete Verantwortung, Kein anderer Minimax wurde je vom Skiliftmann freundlich angesprochen, schon gar nicht um einen Kurierdienst für einen Jobwunsch gefragt. Es war verstörend.

Und dann war ich zehn Jahre alt und kam ins Internat nach Salzburg, in die Stadt. Unbestreitbar: Die vier Jahre Unterstufe in diesem Gymnasium haben mich durch mein weiteres Schulleben getragen. Die Ausbildung war sensationell gut. Das Internat freilich war furchtbar. Wobei ich die ersten Wochen und Monate wie im 7. Himmel erlebte. Ich habe es geliebt, Tag und Nacht mit lauter Gleichaltrigen zu sein, von Heimweh keine Spur. Es war ganz meins. Ich habe eine kleine Gang gegründet und war deren Anführer, dem Königskind-Traum entsprechend. Und alle haben getan, was ich wollte. In meinem Heimatort war der zwei Jahre ältere Nachbarbub der Rädelführer, hier im Internat in Salzburg konnte ich mich beweisen. Das war toll.

Die Mutter eines kleinen Kameraden hat mir Jahrzehnte später verraten, dass sie mich am ersten Tag im Internat als jemand wahrgenommen hat, dem sie ihren Sohn beruhigt anvertrauen könne. Ich gab ihr Sicherheit. Und ich weiß es noch gut, wie meine Best Buddys und ich abends in ein Kellerzimmer gelaufen sind, um zu beratschlagen, was alles zu tun sei, damit wir eine gute Gemeinschaft werden. Finde ich sehr spannend, das war tatsächlich unser Hauptthema: Gemeinschaftsbildung.

Zu Weihnachten habe ich, meiner Mutter bei der Abwasch zusehend, sehr glücklich von meiner Rolle in der Gruppe erzählt. Leider wusste meine Mutter nichts Klügeres zu antworten als: „Na, das wird sich noch ändern!“ Eine selbsterfüllende Prophezeiung. Wenige Wochen später haben mir meine zwei treuesten Untergebenen erklärt, mich nicht mehr als König haben zu wollen. Ich war gestürzt. Und das hat unglaublich weh getan. Ich war zehneinhalb Jahre alt und schon Ex-König.

Man kann nicht ermessen, wie tief so ein Schnitt gehen kann, wenn man Vergleichbares nicht selbst in den Rücken geritzt bekommen hat. Ich weiß noch ganz genau, wo das war und wie das war, und wie der Boden unter meinen Füßen eingebrochen ist. Mein Ego, mein Selbsterhaltungstrieb hat nicht zugelassen, dass ich vor aller Augen meinen Schmerz zeige – aber ich bin so schwer gestolpert, dass ich nie mehr richtig aufstehen sollte. Es wurde damals nichts Geringeres als mein Urvertrauen gebrochen. Und ich hatte niemanden zum Reden. Natürlich hätten mir die Worte gefehlt, um meinen inneren Zustand zu erklären, aber ich hätte zumindest erzählen können, was mir passiert ist. Ich bin überzeugt, dass unsere Erzieherin meinen tiefen Fall mitbekommen hat. Fräulein E. war aber frisch von der Erzieherinnen-Schule und pädagogisch nicht allzu firm. Ich habe mir in aller Eile zwei neue beste Freunde gekrallt und meinen Status der Form nach aufrechtzuerhalten versucht. Aber es half nichts. Der innere König war tot. Und ich hatte noch drei Jahre Unterstufe vor mir. Das war nicht gut. Ich habe heute großes Mitleid mit meinem kleinen Ich.

Auf eine bestimmte Art hält die Kindheit ewig Wache, sie bleibt der eigene Sidekick. Seien es Kränkungen, denen man ohne Rüstzeug ausgesetzt war, seien es die vielen spannenden, schönen Momente, wo Erfolge gesammelt, das Ich erkannt und das Ego poliert wurde. Als Erstklassler gewann ich das Schulschiffrennen, hab sogar die 18-jährigen auf die Plätze verwiesen. Später war ich Kapitän der Fußballmannschaft und Teil des Eishockeyteams, das Salzburger Schulmeister wurde. Im Sportlichen war ich eine Messlatte. Das war mir wichtig. Wichtiger aber war meine wunderbare Deutsch-Lehrerin. Sie hieß Frau Professor Vogeltanz und sie sah etwas in mir, von dem ich noch keine Ahnung hatte. Ich bin ihr unendlich dankbar. Sie mochte mich und sie glaubte an mich.

Alle anderen Lehrer verlauteten, sie wären eh ganz zufrieden mit mir, es gäbe nichts auszusetzen, Talent sei zur Genüge vorhanden. Aber leider, leider

wäre ich eben auch so labil. So labil. Das Labil-Wort prägte meine Vorpubertät wie eine Punze. Und damit basta. Kurios: Niemand hat sich mit mir an einen Tisch gesetzt und gefragt, ob er oder sie mir helfen könnte, nicht mehr „so labil“ zu sein. So labil – und damit alleingelassen. Mein Unglücklichsein als geköpfter König wurde nicht besprochen. Es wurde mir stattdessen ein „so labil“ auf die Stirn geschrieben.

Mit all diesen Bildern aus der Außenwelt, mit meinen heftigen Träumen, mit dem harten Bubenleben musste ich natürlich alleine zurechtkommen. Dass Kinder ihre Sorgen ausschütten, ihre verwirrenden Erlebnisse ausbreiten und bereden können, war einfach nicht üblich. Mir kommt ohnehin vor, dass die Entdeckung, wonach auch Kinder eine empfindsame Seele haben, erst viel später gemacht wurde. Nicht im Österreich der 1970er Jahre. Schon gar nicht in den Gegenden, wo einen links und rechts des Tals die Berge erdrücken und bei (und vor) Gott keine Freiheit im Denken, kein Anderssein erwünscht ist. Damals mussten Kinder funktionieren, herzeigbar und herzig sein und tunlichst nichts Problematisches mit sich herumtragen. Ich klage nicht an, ich glaube wirklich, dass das Seelenleben von Kindern erst viel später allgemein interessant wurde. Daheim am Esstisch war vom Geschäft oder von der Politik die Rede, nicht von meiner kleinen Welt. Aber es war schon eine liebevolle Familie, ein heiles Daheim.

Noch.

Hochachtung und Anerkennung, die den Meinen entgegengebracht und von mir mit ins Nest gelegtem Selbstverständnis verstanden wurden, ist der fein gewebte, teure Stoff, der sich über meine Kindheit gelegt hat. Und dann der Riss.

Mit einem krachenden Konkurs ist über Nacht das etablierte Korsett meines Lebens zerschnitten und dazu das Ende meiner Kindheit eingeläutet worden. Ich war zwölf Jahre alt. Es war ein Bankrott bezüglich Besitz, aber – weitaus entsetzlicher – auch der Beziehungen. Meine Eltern wurden vom Lions-Club entbeten, mein Großvater vom Thron gestoßen und seiner Würde beraubt, mein sechs Jahre älterer Bruder in der Sägewerker-HTL, die unser Opa dereinst gegründet hatte, auf verlorenem Terrain alleingelassen. Müsste ich alle Eindrücke aus dieser Zeit in ein Wort bündeln, dann wäre dies Häme. Überall, so schien es mir, wird mit dem Zeigefinger auf uns, auf mich gezeigt und etwas vermeintlich Höhnisches dazu geflüstert. Im Internat war ich persönlich ex, daheim

war meine Familie ex. Und dennoch gab es Halt und starke Bande. Denn die Geschwister meiner Mutter in Ober- und Niederösterreich hielten zu uns. Und einige wenige Freunde meiner Eltern.

Auch wenn mein Vater erst in seinen 80ern diesen Konkurs endlich überwinden konnte, gelang es den Eltern, der schweren Zeit eine Wende zu geben. Meine so impulsive wie tatkräftige Mutter fing anderntags an, als Verkäuferin in einem Wolleladen zu arbeiten, und Paps baute eine Handelsfirma auf. Anfangs stand statt des schweren Volvo oder exklusiven Saab ein alter VW-Käfer in der Garage – und hat's auch getan.

Irgendwann nach all den überlangen Umbruchstagen erschien mir die Zeit davor als etwas Untragbares. Wie altes, schäbiges Gewand. Ich erkannte, dass Besitz belastet, dass die Angst vor dem Verlust allen Seinszweck bestimmt. Und ich merkte, um wie vieles leichter man leben kann, wenn man sich vom Überkommenen trennt. Endlich wurde zuhause gelacht

und gewerkt. Es ging aufwärts. Am Abendtisch wurden zum Essen keine Sorgen mitaufgetragen, indes erzählte meine Mutter die besten Witze, die sie aus der Damensauna mit nach Hause gebracht hat.

Für das Zusammenhalten meiner Eltern bin ich zutiefst dankbar. Zudem hat sich mein Mannbild gehörig verschoben, sah ich doch Paps mit einem Mal daheim den Fußboden saugen und sich selbst einen Kaffee machen. Ende der 1970er, Anfang der 1980er wurde der abgestandene Konservatismus mitsamt dröger Rollenbilder auch bei uns zuhause vermüllt.

Ich fand's großartig. Und zum ersten Mal in meinem noch jungen Leben spürte ich, wie sich diese Freiheit anfühlt. Wenn das brüchige Gemäuer abgetragen, der vorbestimmte Lebenslauf entgratet wird. Ich musste nicht mehr in die Fußstapfen von Großvater und Vater treten und Sägewerker werden, vor mir war das große leere Spielfeld Zukunft, in das ich meine Glückstaler werfen konnte.



Meine Eltern: glücklich am Berg